

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Dauptstraße 41

Dienstag, den 7. März 1916

Fernsprecher:
Königstein 44

Nummer 10

Große Zeit.

Erzählung von Arnold Frank.

— Nachdruck verboten. —

25

Steffen war viel zu kaltblütig, als daß er mit Gewalt Tom Willis zu irgend welchen Ausschreitungen hinreißen würde, die ihm selbst schlimm bekommen könnten. Anders lagen die Dinge bei Tom Willis, der noch immer nicht sich von Waghalsigkeiten zu befreien vermochte und dabei erst in üble Angelegenheiten kam.

Adolf Steffen mußte in diesem Augenblick unwillkürlich vor sich hin lachen, denn er dachte an den komischen Gedanken, der sich seiner bemächtigt hatte, bevor er sein Haus verlassen hatte und bei dem er an eine resolute Boxerei mit Tom Willis gedacht hatte. Wenn es nun soweit sein sollte, konnte die Geschichte jetzt von statten gehen. Ihm fehlte es nicht an Kurage, und daß Tom Willis gehörig dazwischen schlagen würde, war vorauszu- sehen. Er faßte behutsam nach dem festen Ring, mit dem die Engländer in der Regel zu operieren pflegten, um für alle Fälle gerüstet zu sein, er besann sich aber doch wieder, denn es war doch ein böses Stück, in dieser Weise in so gefährlicher Form auf einander los zu gehen. Die Gegenpartei war viel ruhiger, sie wollte die Dinge abwarten und sehen, was dabei heraus kommen würde. Das wenig rühmliche Spiel, welches sich dabei entwickeln konnte, mußte für ihn in Fortfall kommen, hier galt es allein die Kraft und das Ansehen des Vertreters einer jeden Nationalität. Tom Willis hob sich auf den Fußspitzen und wippte hin und her, er blickte auf den Gegenstand seiner Verehrung in Jena und lauschte in die Nacht hinaus. Als ihm jetzt Adolf Steffen nochmals ein kurzes „Gute Nacht“ zurief, ruckte der rechte Arm des Engländers und slog gegen die linke Schulter des Deutschen. Steffen, der nicht sanft getroffen war, schaute seinen Gegner mit großen Augen an, und legte sich dann in Fechterstellung; um seinen Mund glitt dabei ein energisches Aufzucken, als wolle er dem Feinde sagen: „Warte nur, zum zweiten Male riskierst Du dies nicht.“

Tom Willis hatte auf die zum Hiebe ausgestreckte Hand seines Gegners gute Acht, aber seine Kraft war schwächer, und so wurde seine Paraderstellung glatt durchhauen. Der Deutsche wollte es wohl nicht, aber in seinem Zorn traf er den Engländer in voller Hestigkeit schwer am Rücken und Tom Willis mußte blutend den Kampfplatz räumen. Es war eine peinliche Szene gewesen und doch war es gut, daß sie stattgefunden hatte. Auf beiden Seiten erkannte man, daß diese Auseinandersetzung nötig gewesen war, um den Andern zu zeigen, auf wessen Seite der größte Vorrat von Kraft vorhanden war.

Einige Minuten war der Sieger im Boxerkampfe wohl regungslos verharret, dann kehrte Adolf Steffen zu seiner Frau zurück, die ihn mit großen Augen empfing. Beide Hände hielt sie auf dem Rücken, als scheue sie sich, den Gatten zu berühren, und als dieser sich näherte, wich sie noch weiter zurück. In seine Augen trat ein stiller Schmerz, als ob er so etwas niemals für möglich gehalten hätte. Dann aber raffte er sich kraftvoll zusammen, nahm seine Frau leise in den Arm und sagte in ganz eigenartigem Tone: „Siehst Du, Mädelschen, das geht hier ganz genau so zu, wie bei Euch in den Thüringer Bergen. Wer nicht hören will, der muß eben fühlen. Und ich denke, dieser Mister Tom Willis wird in seinem Leben nicht wieder kommen. Er ist in seinem Leben mit Porter und Ale genährt worden, während ich es nur mit Lichtenhainer versucht habe. Wo es aber einmal drin steckt, da steckt es drin, und man kann sich darauf in allen Stunden verlassen.“

Else Steffen konnte sich noch immer nicht beruhigen: „Wie konntest Du so etwas tun?“ Er lachte, — „Wer nicht geprügelt sein will, muß darauf achten, daß der Gegner Hiebe bekommt. So ist es auf der Mensur, und so haben wir es immer noch gehalten.“

Sie machte eine Gebärde des Abscheues: „Das ist roh, und ich kann so etwas nicht sehen.“ — Wieder lachte er: „Du wirst Dich schon daran gewöhnen müssen, gerade so, wie es jetzt geschehen ist. Wer weiß, wo auf Erden uns das Schicksal noch herum schleudert; und wer mir in den Weg kommt, wird gut tun, uns freie Bahn zu geben.“

Sie schluchzte auf. „Ich hätte niemals gedacht, daß Du so ein wilder Mensch sein könntest, der weder auf seine Frau, noch auf sonst Jemand Rücksicht nimmt. Es ist schrecklich, so etwas erleben zu müssen.“

Er blieb ungerührt. „Du hast das jetzt erlebt, und es wird Dir auch gut bekommen, also sei ganz ungestört. Uebrigens glaube ich, daß unsre Zeit hier jetzt abgelaufen ist, und wir unsern Stab weiter sehen können. Mister Tom Willis und seine Freunde werden es nicht an allerlei Anschuldigungen wegen deutscher Barbarei fehlen lassen, und wenn man es auch mit hundert englischen Gelbschnäbeln aufnimmt, Du weißt es ja, viele Hunde sind des Löwen Tod. Sehen wir also zu, wo wir anderswo unterkommen. Unser deutscher Gott läßt Niemanden im Stich. Aber nun muß diese Nacht ihr Ende haben, komm laß uns hinaus gehen, morgen wirst Du diese Küste kaum noch mit Deinen Augen sehen. Und wenn es auch so Manchem eine Freude sein mag, daß ich diesem John Bull einen Denktettel erteilt habe, unser Gouverneur wird doch seine Rücksichten nehmen müssen. Wollen wir froh sein, daß die Unternehmungen meines Vaters keine Störungen erfahren und Alles, was deutscher Geist ge-

wahe werden sie es wohl nicht fehlen lassen, uns aus Ostasien zu treiben, aber es wird ihnen schwer werden. Und was sagst Du zu Allem, was uns hier begegnet ist „Du deutsche Frau?“ Sie schluchzte herzzerbrechend und warf dann ihre Arme um seinen Hals. Sie war doch eine Deutsche!

Am nächsten Abend ging der deutsche Dampfer, an dessen Bord sich Otto Steffen und seine Frau befanden, in See, und donnernde Hochrufe der Deutschen in Tsingtau folgten ihnen nach. Namentlich war es Adolf Steffen, der von den Zurückbleibenden viel gefeiert wurde; man vergaß ihm die Jahre nicht, die er als ebenso fröhlicher, wie rühriger Vertreter seines Vaters im fernen Osten zugebracht hatte. Die Jahre waren gekommen und waren dahin gerauscht; sie hatten sich länger ausgedehnt, als er ursprünglich angenommen hatte, aber kein Tag hatte ihm den Humor und das Verständnis für seine Aufgaben geraubt. Alle sagten sie zu ihm, daß er ein geborener Menschenkenner sei, der sich überall zurecht zu finden wisse und auch die fremden Eingeborenen mit seiner Heiterkeit bezwingen könne. Keinem von allen Europäern war das in diesem Maße gelungen, wie dem jungen Märker, der aus des Deutschen Reiches Streusandbüchse und dem Quell Thüringer Frohsinns in gleicher Weise geschöpft hatte. Das Scheiden aus der Ferne ward ihm schwer.

Es war nicht leicht, zu sagen, wie Frau Else Steffen den Ortswechsel aufnehmen würde. Gerade von ihr, dem munteren Kinde des Waldes, war für die Ferne viel erwartet worden, und es war doch eigentlich wenig oder garnichts eingetroffen. Am meisten war sie noch von den Ansiedlern der Kolonien bewundert worden, während sich bei den weiblichen Mitgliedern der Reid geregt hatte. Es schien nicht so recht wahrscheinlich, daß ein so jugendfrisches, schmudes Ding so wenig Sinn für die Landsleute und deren Anhänglichkeit an die Heimat gehabt hatte. Das kam fast allen unnatürlich und hochmütig vor, und man bedauerte den Mann, der im Anfang so sehr beneidet worden war. Es ließ sich aber nichts dagegen machen, und mit einem höhnischen Achselzucken wies die junge Frau alles zurück, was ihr in dieser Beziehung unterbreitet wurde. Im Stillen war sie nun froh, endlich die Verhältnisse wechseln und zu andern Umständen zurückkehren zu können, die ihr, wie sie meinte, angenehmere Stimmung brachten.

Adolf Steffen hatte aber darin recht gehabt, daß nach seiner Abreise der laute Chor der übelwollenden Seelen gegen ihn und seine Frau sich Lust gemacht hatte. Deshalb es nichts nützte, daß die Freunde, welche die Steffens zurückgelassen hatten, und es nützte noch am wenigsten, daß Mister Tom Willis zu Gunsten seiner angebeteten Freundin aufgetreten war, man sagte, er lasse es nicht an Galanterie fehlen, um die Heimkehrenden vor allen Klatschereien zu bewahren. Wer wisse, welchen Lohn er dafür schon erhalten habe. Es war ein wahres Glück, daß die Steffens nichts davon erfuhren, denn auch Frau Else wäre der Geduldsfaden zerrissen, wenn diese Klatscherei zu ihren Ohren gedrungen wäre.

Die Geschichte von der Boxerei zwischen Tom Willis und Adolf Steffen war durch drahtlose Telegraphie sofort verbreitet worden, und als die Passagiere auf ihrem Dampfer saßen, kam sie mit ihnen über den Ozean. Ein paar Engländer, die noch mit an Bord waren, hörten davon, doch entstanden keine weiteren Folgen aus den Erörterungen, die der Fall mit sich brachte. Nicht zum wenigsten trugen dazu bei die korrekte Haltung des Gatten und die Anmut seiner Frau.

Unterwegs erhielten sie auch ein drahtloses Telegramm von Adolfs älterem Bruder, der in Ostasien zu

eines deutschen Schulschiffes fortsetzte. Am Elses Vippen flog ein seltsammes Lächeln, als ihr Mann ihr die Runde vorlas; es hieß darin, daß Mister Tom Willis alles aufbiete, um mit den Japanern gut Freund zu werden, man sprach allerlei von den Unternehmungen, auf welche der Brite sich eingelassen hatte, und die über mehr hinausgingen, als sonst zwischen den Weißen und Gelben am Plage war. Denn so sehr auch die politische Freundschaft zwischen den verbündeten Engländern und Japanern ins Gewicht fiel, bei den ersteren wurde doch nie vergessen, was Weiß und was Farbig hieß, und mochte der Japaner oder sonst ein Angehöriger eines farbigen Menschenstammes ein noch so hoch gebildeter Mensch sein, der es ohne Weiteres mit einem Weißen aufnahm, auch wenn dieser nicht zu den breiten Volksklassen gehörte, Farbig — blieb doch Farbig, Weiß — blieb doch Weiß. Diese Gegensätze konnten nicht überwunden werden; wenn also Tom Willis anders handelte, müßte er seinen besonderen Grund dafür haben, und der hieß in diesem Falle, die Japaner für sich oder für England zu gewinnen, und so war es tatsächlich. Tom Willis ging darauf aus, die Japaner zwar nicht sofort politisch, aber doch wirtschaftlich für die englische Bevölkerung zu gewinnen, damit sie ihre Konkurrenz in allen Handelsjachen aufgeben. Die Japaner waren als vortreffliche Kaufleute bekannt, die es namentlich verstanden, ihre minderwertigen Industrieartikel den Abnehmern aufzuhängen und noch dazu ein gutes Stück Geld herauszuschlagen. Das wußten die Engländer und mit ihnen Tom Willis auch ganz genau, aber von Niemandem war das Bestreben, hierin einen Wechsel zu schaffen, so eifrig unternommen worden, wie von diesem letzteren.

Es gab zu Hause in Jena ein großes Hallo, als das junge Paar wieder in den Thüringer Bergen anlangte. Mehr als einem der biederen Jenaer Bürger war es wohl zweifellos, daß die Heimkehr des Schwiegersohnes des alten Steuereintnehmers nicht ganz ohne Zwischenfälle geblieben war, und sie versuchten auch Näheres zu erfahren, allein es blieb bei diesem Versuche, und keiner der Heimgekehrten fühlte sich veranlaßt, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Man sah es der jungen Frau an, daß sie es verstanden hatte, sich einen Platz in der Welt zu erobern und gewillt war, diesen mit allen Kräften festzuhalten. Was man aber nicht sah, das war das stille Nachsinnen über die verstrichenen Monate und Jahre. Jeder wußte doch von dem Engländer, der sie nach dem fernen Osten begleitet hatte und jetzt nicht wieder mit zurückgekommen war. Jeder glaubte auch zu wissen, daß aus Elses Augen der Wunsch nach einem Verschwinden dieser Vorgänge glänzte, der bisher nicht erfüllt worden war. Mann und Frau gingen ziemlich still neben einander her, und der alte Schwiegervater hatte über das, was geschehen war, genug zu sagen.

Einen frohen Abend gab es zu Ehren der Heimgekehrten wieder in der Studentenverbindung, an dem die äußere Spannung fortgewischt zu sein schien, welche bis dahin zwischen den Eheleuten geherrscht hatte. Die frohe Stimmung dieses Kreises war eben nicht zu verschrecken, und der frühere Akademiker fühlte den ganzen Reiz der vergangenen Jugend und der einstigen Zeiten. Da war es denn, als ob in ihrem Gedächtnis der Gedanke von Neuem erwache, wie schön es doch in dem alten Jena gewesen sei.

Eine Reihe von Jahren war Adolf Steffen von der Erfüllung seiner militärischen Dienstpflichten ausgeschlossen worden. Er hatte in Ostasien auf dem Felde der friedlichen und ehrenvollen Tätigkeit soviel im Interesse des

Wahrscheinlich zu haben gehabt, daß ihm ein Wehr an
soldatischen Leistungen nicht wohl zugemutet werden
konnte. Nun war es mit dieser Zeit der Zurückhaltung
aber wiederum vorbei, eines Morgens lag auf seinem
Schreibtische die neue Einberufungsorder zur Erfüllung
seiner militärischen Pflichten; das war etwas nach dem
Herzen der jungen Frau, die in ihrem Leben eine er-
hebliche Aenderung erscheinen sah. Noch war Steffen
entschlossen, seinen Hauptaufenthalt in Jena beizubehalten,
aber schon machten sich Regungen geltend, welche darauf
hinausgingen, ihn zu bewegen, nach der Spree zu kom-
men, wo ihm ein viel angenehmeres Leben winkte. Seine
Frau war es in erster Reihe, welche diese Einflüsterungen
unterstützte, und ihrem Manne wurde es immer schwerer,
seinen Widerstand dagegen aufrecht zu erhalten, zumal
auch sein Vater sehnlichst wünschte, seinen Jungen in der
Garde des Kaisers zu sehen. Otto Steffen stand noch
in den besten Jahren und war seinem Sohn nicht viel
voraus. Für den Vater war es immer ein heimlicher
Lieblingsgedanke gewesen, Schulter an Schulter mit
seinem Sohne in der Garde zu stehen, in der er auch
jetzt noch aktiv war. So wurde denn aus den mancher-
lei Hoffnungen die Vollendung, und eines Tages sie-
delten die jungen Steffens nicht allein nach der Reichs-
hauptstadt über, sondern der Sohn trat nunmehr auch,
wie er seit Jahren sich vorgenommen hatte, in den
Rechtsbeistand. Seine Laufbahn erschien damit verwirk-
licht, und wenn er noch einen Wunsch gehabt hätte, so
war es der nach Wiederherstellung der alten Verbindungen
mit Jena, die von der großen Weltstadt doch nicht er-
setzt werden konnten; das war allein der alte Markt
wert!

Eine große Freude ward der ganzen Familie besichert,
an der namentlich die vornehme Frau Tilde den regsten
Anteil nahm. Leutnant Werner Steffen war zum Schiffs-
kommandanten ernannt worden; und wenn es vorerst
auch nur ein kleines Fahrzeug, ein Torpedoboot war, er
schritt doch auf eignen Planken dahin und gab seiner
Mannschaft seine eignen Befehle. Werner Steffen war
damit nach der Ansicht seiner Mutter ein wirklich großer
Mann geworden, der weit über seinen Bruder hinweg
sah. Adolf Steffen war ein Mann der in die Welt paßte,
aber doch an seinen Bruder nicht heran reichte. Der
Ratsmaurermeister war freilich in dieser Beziehung andrer
Ansicht, aber der ältere Sohn war ja nun mal in Ost-
asien, während der jüngere im Berliner Westen seinen
Schoppen Wein trank, und des Sonntags Vormittags
bei Frau Babette Sauer, der Pflegemutter seines Vaters,
mit großer Bestimmtheit frühstückte. Da gab es die Mahl-
zeiten aus der guten alten Berliner Zeit, von denen der
junge Steffen und seine Freunde nicht abwichen. Und
daß diese seinen jungen Herren in ihrer guten Stube
sahen, war für die alte Frau ein ganz besonderer Stolz,
den sie um nichts aufgeben hätte.

Es war Winterabend in der Weihnachtszeit. Otto
Steffen war in einer kleinen Stadt im Osten tätig ge-
wesen, als dort die Kunde laut wurde, der Eilzug aus
Warschau sei entgleist. Wer etwas vom Eisenbahnwesen
verstand, war aufgeboten, um zu helfen und die Ordnung
wieder herzustellen. In dem Trubel, der an dieser Stätte
entwirrt werden mußte, fand der hilfsbereite Mann auch
eine Angehörige wieder, die er seit geraumer Zeit ver-
misst hatte. Es war eine seltsame Geschichte, die seit
Wochen alle russischen Zeitungen, soweit sie etwas darüber
hatten schreiben dürfen, beschäftigt hatte, und über die
Grenze des Zarenreiches dann weit hinaus gegangen war.

Otto Steffen und seine Frau hatten längst davon ge-
hört, sich aber zurückgehalten, da sie sich nicht aufdrän-
gen wollten. Als sie damals in Warschau gewesen waren

hatten sie Estella für jede Lebenslage ihren Beistand an-
gebieten, es kam der jungen Künstlerin also zunächst zu,
sich an sie zu wenden. Das war nicht geschehen; und
so war es natürlich, daß das Ehepaar wartete, bis etwas
Näheres eintrat, aller Grund war ja, wie die Dinge
lagen, reichlich vorhanden.

Frau Olga hatte mit ihrer Enkelin Estella die Fahrt
durch das weite Zarenreich beendet und wollte einem
inneren Wunsche folgend, nach Deutschland zurückkehren.
Estella sowohl, wie ihre Großmutter empfanden ein auf-
richtiges Vergnügen, den Ratsmaurermeister Otto Steffen
und seine Frau nach dem flüchtigen Besuche in Warschau
wiederzusehen. Nach den langen Irrfahrten hatte sich bei
Beiden ein starkes Heimatsgefühl herausgestellt, das sie
nicht mehr unterdrücken konnten, aber leider sollte ein
unerwünschter Zwischenfall den ganzen Voratz zu Wasser
werden lassen.

Die Damen wohnten vor ihrer Rückkehr nach Deutsch-
land wieder in dem vornehmen Warschauer Hotel und
empfangen dort den Besuch des Barons Swelwnikis, der
es sich nicht nehmen ließ, ihnen seine Aufmerksamkeit zu
machen. Man sprach dort wie stets von der Anwesenheit
des Barons und verwies ziemlich deutlich darauf, daß in
naher Zukunft sich ein besonderes Ereignis ergeben würde,
das langjährige Erwartungen der Künstlerin erfüllen würde.
Die kleine Gesellschaft tafelte sehr animiert, als eine Stör-
ung des Kreises durch einen übermütigen jungen Baron
erfolgte, der Estella allerlei fade Schmeicheleien sagte.
Die Folgen waren vorauszusehen. Die Künstlerin drohte
dem Unverschämten mit ihrer Reitpeitsche, und der Ba-
ron versetzte ihm damit einen derben Schlag. Am nächsten
Morgen fand zwischen den beiden Männern ein Pistolen-
duell statt, durch welches der Baron erheblich im Gesicht
verletzt wurde, sodaß man von einer Entstellung reden
konnte. Und nun kam die Krisis, welche die Trennung
der beiden jungen Leuten herbeiführte.

Die Beziehungen des jungen Edelmannes zu der
schönen Künstlerin waren so leidenschaftlich, daß er sich
nicht dazu entschließen konnte, wie seine Absicht gewesen
war, ihr jetzt seine Hand fürs Leben zu bieten. Sein
Gesicht war durch die Duellwunden so entstellt worden,
und er weigerte sich, Hand in Hand mit ihr durchs
Leben zu gehen.

(Schluß folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

8. März 1915. — Kämpfe im Westen und Osten.
Im Westen wurden die Kämpfe um die Loretohöhe
fortgesetzt, in den Vogesen bei Schnee und Nebel nicht
minder, ebenso bei Münster und Sennheim und auch in
der Champagne kam der nun bereits so lange währende
Kampf noch nicht zum Abschluß. — Im Osten setzten
sich die Kämpfe bei Augustow, Lomza, Ostrolenka und
Prasznysz auf dem polnischen Gebiete fort, während in
den Karpathen die Russen in ihren fortwährenden Durch-
bruchversuchen nicht locker ließen und bei den un-
günstigen Witterungsverhältnissen die Oesterreicher un-
menschliche Anstrengungen aushalten mußten.

9. März 1915. — Beginn der deutschen Offensive
bei Grodno. — Die Russen bei Radworna. — An die-
sem Tage beginnt die deutsche Offensive gegen den
rechten Flügel der Russen, die im Norden bei Jezitorz,
etwa in der Mitte zwischen Rowno und Augustow ge-
legen, stand. Die Russen traten zwar eiligst den Rück-
zug nach Südosten an, wurden aber bei Seny und
Berznych überrascht und zum Kampfe gezwungen, sodaß
es mit dem russischen Vorstoß auf Krasnopol wieder

nichts war und der Feind nun schleunigst nach Norden ausweichen mußte. Eine allem Kriegs- und Völkerrecht Hohn sprechende Gemeinheit, denn ein anderer Ausdruck ist nicht am Platze, leisteten sich die Russen in der Bukowina. Bei Radworna, wo sich die Truppen einander gegenüberstanden, erschien ein russischer Parlamentär, um anzukündigen, daß 1500 jüdische Familien über die russischen Linien hinaus zu den österreichischen Truppen abgeschoben werden sollten; offenbar beabsichtigten die Russen, die Juden als Schild vor sich her zu treiben, um sich ungehindert der österreichischen Stellung nähern zu können. Das Verfahren wurde gebührend öffentlich gebrandmarkt.

10. März 1915. — Ende der Winterschlacht in der Champagne. — Schlacht bei Neuve Chapelle 1. Tag. — Eitel Friedrich und U 12. — 3. Kriegstagung des deutschen Reichstags. — Die gewaltige Winterschlacht in der Champagne war nun zu Gunsten der deutschen Heilscharen entschieden. Das Ziel der Franzosen, durch ihre große Offensive den Verlauf der Dinge im Osten zu beeinflussen, war in keiner Weise erreicht worden. Am selben Tage begann die von den Engländern bereits angekündigte große Schlacht bei Neuve Chapelle, westlich von Lille und zwischen diesem und Bethune gelegen. Ein rasendes Artilleriefeuer der Engländer eröffnete den Kampf, dem der Ansturm des Feindes folgte. Zwar gelang es den Engländern, durch die fortgesetzten Angriffe die deutschen Truppen bis hinter den Ort zu drängen, indes rückten nun deutsche Verstärkungen heran und am Abend stand die Schlacht. — Im Osten wurden Sejny und Berzyski bei Grodno von den deutschen Truppen genommen. Am genannten Tage lief der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ in Newport News ein, um erlittene Schäden auszubessern; am selben Tage kam nach Deutschland die Nachricht, daß das deutsche Unterseeboot U 12 von einem englischen Zerstörer zum Sinken gebracht wurde. — Der Deutsche Reichstag eröffnete seine 3. Kriegssitzung mit der Beratung des Reichshaushaltes für 1915.

11. März 1915. — Neuve Chapelle 2. Tag. — Kämpfe im Osten. Der zweite Tag der Schlacht bei Neuve Chapelle verlief für die ungestüm angreifenden Engländer nicht besser, als der vorhergegangene; deutsche Gegenangriffe ließen den Feind nicht vorwärts kommen, sodaß er kein weiteres Gelände gewann. Im Osten kam es bei dem Vorrücken der deutschen Truppen aus der Gegend von Grodno aus zu heftigen Kämpfen, besonders um und in Berzyski, in dem bei Nacht um die Häuser heftig gestritten wurde.

12. März 1915. — Neuve Chapelle 3. Tag. — Givenchy. — Lage im Osten. — Der dritte Tag der Schlacht bei Neuve Chapelle war bereits der entscheidende, wenigstens für die deutsche Leitung. Am Vormittag machten die deutschen Truppen einen energischen Gegenangriff, der dazu führte, daß die deutschen Linien im allgemeinen wieder in den Geländeabschnitt einrückten, den sie vor der Schlacht eingenommen hatten. Auf die Wiederbesetzung von Neuve Chapelle wurde verzichtet, da der beständig unter schwerstem englischen Artilleriefeuer liegende Ort zu viele Opfer gekostet hätte. Zu gleicher Zeit hatten die Engländer 6 Kilometer südlich, bei Givenchy, ebenfalls einen Durchbruchversuch unternommen, der aber abgewiesen wurde. Im Osten kam der Vormarsch des Generals von Gallwitz vorläufig zum Stehen, da die Russen mit 10 Armeekorps und sieben Kavalleriedivisionen vorgerückt, also in gewaltiger Uebermacht waren.

13. März 1915. Neuve Chapelle 4. Tag. — Die Russen gegen die preußische Grenze. Der vierte Tag der

Schlacht bei Neuve Chapelle bestand fast nur aus Artilleriekämpfen, bis auf einen englischen Angriff, der abgeschlagen wurde. In der Champagne kam es zu Teilangriffen der Franzosen, die im deutschen Feuer unter schweren Verlusten des Feindes zusammenbrachen. — Im Osten suchten die Russen sich für ihre Rückzugsbewegung nach Norden zu durch heftige Angriffe auf die Südgrenze Ostpreußens Luft zu machen; ihre fortwährenden Stürme bedeuteten nur Opferung zahlloser Menschenleben, da der heldenmütige Widerstand des Generals von Gallwitz und seiner Truppen keinen Russen mehr über die Grenze ließ.

14. März 1915. — Neuve Chapelle 5. Tag. — Untergang der „Dresden“. — Der fünfte und letzte Tag der Schlacht bei Neuve Chapelle ließ diesen Ort in den Händen der Engländer; das war aber auch der ganze Erfolg des geplanten großen Durchbruches. — Einen Seeerfolg, wenn schon unter eigenartigen und keinesfalls sonderlich ehrenvollen Umständen hatten die Engländer mit dem Untergang des deutschen Kreuzers „Dresden“. Am genannten Tage lag der Kreuzer in der Bucht der Chilenischen Insel Juan Fernandez, als drei englische Kreuzer, trotz des Hinweises, daß man im neutralen Gebiet sei, die Beschießung begannen. Die „Dresden“ wehrte sich tapfer, als ihr aber keine Rettung mehr winkte, wurde das Schiff gesprengt und versank mit wehender Flagge, während die Besatzung drei Hurras auf den deutschen Kaiser ausbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Kriegsgetraut von Otto v. Gottberg. Der neue Band der Ullstein-Bücher, 1 M. Zwei Brüder aus ostfriesischem Aelshaus, beide Marineoffiziere, ernst und wortkarg der ältere, fröhlich und unbesonnen der jüngere, sind in diesem kleinen Roman nebeneinandergestellt. Aus ihrem stillen Kampf um ein Mädchen, dem beider Liebe gilt, aus dem Verzicht des einen, dem tragischen Tode des anderen ergibt sich der von Gottberg mit Wahrhaftigkeit und männlich beherrschter Empfindung gemeisterte Stoff. Wir erleben den mit Wucht geschilderten Ausbruch des Krieges, die Heimkehr der „Hohenzollern“, die lichtweiß, von vier Torpedobooten und einem grauen Kreuzer gefolgt, um Kap Skagen biegt, ein schweres Seegefecht, den Flug einsamer Marineflieger. Und es liegt über diesen Szenen der Wagemut und der Stolz eines neuen Geschlechts, das wie die Alten den Spruch aus eiserner Zeit verwirklicht: „Nec soli cedit“.

Lustige Ecke.

Rühner Vergleich. Feldwebel (zum Landstürmler, der bei „Rechts schwenkt“ jedesmal nach links läuft): „Der Schulze, das ist schon der reine Hindenburg — der verschleiert mir jede Truppenbewegung!“

Zweideutig. Auf dem tagelangen Vormarsch bekommt der Artillerie-Leutnant von K. plötzlich — wohl infolge der erlittenen Entbehrungen — das Dichten. Das Resultat übergibt er einem Kameraden zur Kritik. Dieser will das Manuskript nach erfolgtem Durchlesen wieder zurückgeben, läßt es aber fallen, so daß es unter das erste Geschütz gerät.

Mit wehmütiger Stimme spricht der Kritiker zu K. „Kamerad — Ihr Gedichte ist unter der Kanone . . .!“

Friedenszeichen. „Lang scheint der Krieg nimmer zu dauern, gestern hat mir a Auto scho wieder a Sau überfahren.“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Dh. Kleinböhl, Königstein im Taunus.